

Methode als Krisensymptom – Promovieren in Deutschland: Ein Problembereich

Marcus Willand

SCHÜLERIN: So bald wie möglich. Im Herbst. Also in drei Wochen möchte ich meinen Doktor machen.

PROFESSOR: Verzeihen Sie die unbescheidene Frage: Sie haben Ihr Abitur?

SCHÜLERIN: Ja, Herr Professor, ich habe mein naturwissenschaftliches und das geisteswissenschaftliche Abitur.

PROFESSOR: Das ist großartig, viel zu viel für Ihr Alter. Und Ihre Doktorarbeit? In Naturwissenschaften oder Normalphilosophie?

SCHÜLERIN: Meine Eltern möchten gern – wenn Sie glauben, daß dies in so kurzer Zeit möglich ist – sie möchten gern, daß ich in allen Fächern promoviere.

Eugene Ionesco

Die Kritiken am Bologna-Prozess zur Schaffung eines einheitlichen europäischen Hochschulwesens sind vielfältig: Die Studierenden klagen über Verschulung,¹ die Lehrenden über gestiegene Arbeitsbelastung,² die Arbeitgebenden über ein geringeres Qualifikationsniveau,³ und Humboldt, so sagen die Humanisierenden, würde sich im Grabe umdrehen.⁴

Und über was klagen eigentlich die Promovierenden? Sie müssen zwar weiterhin keine Studiengebühren zahlen,⁵ werden aber kaum von den Vorteilen der Bologna-Reformen – und dass es diese gibt, darf bei aller Kritik nicht verschwiegen werden – profitieren. 1982, als die Bildungsdebatte der 60er und 70er Jahre beendet, die Hochschulen geöffnet, Studiengebühren abgeschafft und über das BAföG die Bildungskosten zumindest teilweise in staatliche Hände gelegt worden waren,⁶ wurden in selbigem 7.085 Dissertationen erfolgreich eingereicht. Zehn Jahre später, 1992 waren es schon 12.834, zum Jahrtausendwechsel 15.834 und 2004 etwa 25.000.⁷ Die Zahl derer aber, die tatsächlich an ihrer Doktorarbeit *arbeiten*, wird in allen Ländern Europas erfasst, nur nicht in Deutschland (dem Land mit den meisten Promotionen

¹ Vgl. Sakkas 2007.

² Vgl. Wiarda 2009b. Vgl. auch das Interview mit dem Mainzer Professor für Theologie, Marius Reiser, der aufgrund der Studienreform seine Professur niederlegte: Bartsch 2005.

³ Edel 2005, S. 52ff, bes. S. 56.

⁴ Vgl. Lieb 2009.

⁵ Vgl. AK Bildungsperspektiven (JLU Gießen) 2006.

⁶ Vgl. Fachschaftsrat der Philosophischen Fakultät Göttingen 2008, S. 7.

⁷ Die Zahlen stützen sich auf unterschiedliche Quellen. Für die Jahre 1982, 1992 und 200 vgl. Stark 2003, S. VII, für 2004 vgl. Einhäupl 2004, S. 14. Andere Quellen, z.B. Edel 2005, S. 53 weichen teilweise drastisch ab. Edel nennt für 2000 bereits 25.780 Promovenden.

auf diesem Kontinent)⁸ und Slowenien.⁹ Christopher Mues vom Doktorandennetzwerk THESIS schätzt für Deutschland „so um die 100.000“: „Man geht von der Anzahl der Abschlüsse aus, das sind etwa pro Jahr 20 bis 25 [Tausend; M.W.] und dann sagt man mal vier, man braucht in etwa im Schnitt vier Jahre und dann kommt man auf eine Zahl von knapp 100.000“.¹⁰ Das ist für deutsche Verhältnisse absurd unpräzise, aber genauer als über die Schätzung kann in diesem Fall nicht gearbeitet werden.

Ursächlich für die Wissenslücke ist, dass an vielen deutschen Universitäten kein Immatrikulationszwang für Promovierende herrscht; und wenn doch, in der Regel nur für die ersten beiden Semester. Zu all den Doktoranden, die an den Universitäten präsent sind, die unterrichten, Stellen besetzen, in Kolloquien, Graduate Schools oder Netzwerken organisiert sind, gesellt sich eine noch nicht einmal numerisch bestimmbare Masse an Promovenden, die in Bibliotheken oder am heimischen Schreibtisch ein doppeltes Schattendasein führen. Erstens in ihrer statistischen Absenz, und zweitens in der dadurch bedingten Unmöglichkeit, die eigentlich so wichtige Abbrecherquote unter ihnen zu bestimmen. Natürlich variieren die angenommenen Zahlen der ‚drop outs‘; je nach Fachrichtung; bei Juristen beispielsweise schätzt sie Ingo von Münch, Verfassungsrechtler und 1963/64 habilitierter Jurist, auf 20-30 Prozent,¹¹ bei den Pädagogen bricht wohl etwa jeder Dritte ab.¹² Wenn man nun bedenkt, „dass zur Zeit schätzungsweise [nur!; M.W.] zehn Prozent der Doktoranden in Deutschland im Rahmen von Graduiertenkollegs promovieren“,¹³ also ein strukturiertes und – wie die Statistiken zeigen – erfolgversprechenderes Arbeitsumfeld haben, wird deutlich, dass sich die reelle Zahl der Abbrecher pro Jahrgang fast ausschließlich aus Individualpromovierenden zusammensetzt und im fünfstelligen Bereich (ca. 12.500) liegen muss.¹⁴

Jan-Martin Wiarda fasst die Situation zusammen: „Hochschulexperten schätzen, dass zwischen einem Drittel und der Hälfte der Individualpromovenden irgendwann aufgeben“.¹⁵

Genau an dieser Stelle treffen sich nun bisher Dargestelltes und das Thema der

⁸ Vgl. Lenger 2008, S. 57.

⁹ Vgl. Wiarda 2009a: „Denn die Dunkelziffer bei den Individualpromovenden ist riesig. So hat das an der TU Kaiserslautern zwischen 2005 und 2008 ansässige ‚Pilotzentrum Internationales Doktorandenforum‘ das bundesweit erste universitätsweite Erfassungssystem für Doktoranden entwickelt und exemplarisch umgesetzt – und in Kaiserslautern auf Anhieb viermal so viele Doktoranden entdeckt, wie in den offiziellen Hochschulakten verzeichnet waren. So fallen aus der Uni-Statistik ausgerechnet diejenigen heraus, unter denen die Abbrecherquote am höchsten ist: die Individualpromovenden, die bis zur Abgabe der Doktorarbeit oftmals nur ihrem Professor namentlich bekannt sind.“

¹⁰ Mues 2004. Einen Besuch wert ist die HP des Doktorandennetzwerkes: <https://ssl.thesis.de>.

¹¹ Vgl. von Münch 2002, S. 79.

¹² Die Ergebnisse einer Langzeitstudie des Hochschul-Informatio-Systems (HIS) referiert hier Wiarda 2009a.

¹³ Stark 2003, S. 3. Bei den Sprach- und Literaturwissenschaftlern, und auf diese Gruppe soll im Folgenden besonderes Augenmerk gerichtet werden, sind es lediglich 6 Prozent (vgl. Stark 2003, S. 4). Auch hier weichen andere Quellen stark ab. Bosbach 2009, S. 20 geht von immerhin 20 Prozent nicht individuell Promovierender aus.

¹⁴ Wenn 25.000 Promotionen die erfolgreichen 2/3 darstellen, dann besteht das nicht erfolgreiche Drittel aus etwa 12.500 Abbrechern.

¹⁵ Wiarda 2009a.

aktuellen *mauerschau*-Ausgabe: Die Promotion als Durststrecke, als Zeit der Krise(n), soll aus unterschiedlichen Perspektiven fokussiert und beleuchtet werden. Dafür ist zuvor eine systematische Bestimmung von *Durststrecke* notwendig, die sowohl der Offenheit des Begriffs wie auch seiner Prozessualität gerecht wird. Mit dem so gewonnen begrifflichen Instrumentarium sollen dann die unterschiedlichen Faktoren greifbar gemacht werden, die teilweise singulär, teilweise erst im Zusammenspiel zum Abbruch der Dissertation führen können. Neben *sozialen* (Vereinzelung, Partnerschaft), *inhaltlichen* (Themenfindung, Konzepterstellung, Methode, Kompetenz), *institutionellen* (Betreungsverhältnis des Doktorvaters o. d. Kollegs) bis hin zu *finanziellen* Ursachen (Stelle, Stipendium, privat) soll vor allem die methodische Positionierung innerhalb der akademischen Landschaft als symptomatischer Auslöser für eine Krise betrachtet werden. Das zu begründen fällt trotz der vordergründigen Irrelevanz des Zweifels über die angemessene Methode angesichts der ‚lebensbedrohenden‘ Krisenherde wie die eventuell ungesicherte Finanzierung leicht: Da hier vor allem geisteswissenschaftliche und speziell literaturwissenschaftliche Lebensläufe als Folie angenommen werden, in diesen die methodische Verortung der Dissertation zu der wichtigsten und nachhaltigsten Entscheidung überhaupt gelten kann, darüber hinaus gerade bei Wissenschaftlern dieser Provenienz die Methode als etwas ‚zur Wahl‘ stehendes betrachtet wird, zu dem man sich – frei von Dogma und Doktrin – in vernünftiger Einsicht entschieden hat, kann ohne weiteres von einer, vielleicht die Geisteswissenschaften mehr als alle anderen Fachrichtungen bestimmenden Notwendigkeit die Rede sein, dezidiert eine methodische Position zu beziehen,.

Die dahinter stehende Frage, warum man etwas macht, *wie* man es macht, birgt darüber hinaus keinen unberechtigten Zweifel; konstruktiv ist sie allemal, da sie sich nicht auf den Gegenstand selbst, sondern das *Wie* des Umgangs mit ihm bezieht. Die Methodenfrage ist vor allem keine, die sich anfangs explizit stellt, sondern überhaupt erst gestellt werden kann, wenn sie – unbemerkt! – schon beantwortet worden ist. Vermeintlich paradox daher kommend, lässt sich das Problemfeld systematisch eröffnen, im Kontext der Promotion und ihrer Potentialität für Durststrecken aller Art verorten und als letztlich vermeidbare Form der Krise auflösen.

Begriffsbestimmung

Promotion lässt sich auf vielerlei Arten bestimmen. Funktional ließe sich im Sinne von Helmut Schwarz, dem Vizepräsidenten der DFG sagen, sie sei „das Scharnier zwischen dem Ausbildungs- und Forschungsauftrag der Universitäten. [...] in Deutschland stellt sie die formale Voraussetzung bei der Bewerbung auf eine Juniorprofessur dar und liefert den einzigen Abschluss, der weltweit im akademischen Sektor wie auch von Wirtschaft, Industrie und Behörden anerkannt wird.“¹⁶ Problembezogener und damit fruchtbarer im

¹⁶ Schwarz 2004, S. VII.

Kontext dieses Betrags ist das ‚Spannungsfeld‘, das Karl Max Einhäupl, Vorsitzender des Wissenschaftsrates, aufmacht: „Promovieren steht zwischen Dienstleistungsaufgaben und selbstbestimmter Forschung, zwischen letzter Ausbildungsphase und regulärer Mitarbeit an der Universität, zwischen Spezialisierung und Breitenwissen, zwischen Vorbereitung auf eine wissenschaftliche Karriere und Berufsbefähigung für andere Bereiche, zwischen Ausbildung und Selbständigkeit“.¹⁷ Auf diese und andere Elemente der Promotion wird noch näher einzugehen sein.

Durststrecke ist weitaus schwieriger zu konkretisieren. Im großen Duden findet man:

Durst|strecke, die: kürzere Zeitspanne, in der jmd. Entbehrungen, Einschränkungen auf sich nehmen muss; Allgemein rechnet man in Israel noch mit einer langen wirtschaftlichen D. (Vaterland 27.3. 85,2); Die fetten Jahre unseres Nationalteams sind vorbei... Die D. hat begonnen (Neue Kronen Zeitung 30.3. 84, 63).¹⁸

Mit den möglichen Übersetzungen ins Englische, ‚hard time‘ oder ‚lean period‘, wird jedoch deutlich, dass es mindestens zwei Arten des Verstehens gibt: Eine weite, zeitlich und inhaltlich unkonkrete Bestimmung als ‚schwere‘ oder ‚entbehrungsreiche Zeit‘, und eine zumindest zeitlich konkretisierte Form, in der der das Grundwort *Strecke* des Kompositums im mathematischen Verständnis einer ‚Linie mit zwei Endpunkten‘ auf einen Zeitrahmen appliziert wird und eine überschaubare ‚Zeitspanne‘, bzw. Periode entsteht. Diese ist für gewöhnlich zumindest an einem Ende durch ein Ereignis fest definiert: „Die Durststrecke hat begonnen“, oder „ist beendet“. Konkreter an dieser zweiten Verwendungsweise ist auch der Verwendungskontext, der – wie im Beispiel der Dudendefinition anklingt – vorwiegend sportjournalistisch zu sein scheint und innerhalb dessen der Begriff als leistungsbezogene negative Wertung verstanden werden muss. Die assoziative Nähe von *Durst* tut ein Übriges. Dabei rückt hier die sportliche Bewältigung einer Aufgabe, das Erreichen eines Ziels ins Anwendungsfeld des Begriffes, konkretisiert also das bloße durch äußere Einflüsse ‚eingeschränkt sein‘ des allgemeinen Verständnisses hin zu einer aktiv veränderbaren, durch intrinsische oder extrinsische Motivation bestimmten dynamischen Situation: Es dürstet jemanden, etwas zu tun/erreichen/bekommen.

Über den Begriff *Krise* lässt sich *Durststrecke* noch klarer in der seiner Dynamik immanenten Prozessualität beschreiben. *Krise*, verstanden als „Entscheidungssituation, Wende-, Höhepunkt einer gefährlichen Entwicklung“,¹⁹ bzw. „Hemmung, Infragestellung einer Entwicklung, einer gegebenen Struktur oder Situation durch akute Schwierigkeiten“²⁰ stellt ein singuläres Moment des *Umbruchs* dar, in dem das akzeptierte und bis dato handlungsbefähigende System Gefahr läuft, durch dauerhaft negativen Verlauf in einer Katastrophe, also der totalen *Handlungsunfähigkeit* zu enden. Überwunden wird die

¹⁷ Einhäupl 2004, S. 13.

¹⁸ Duden, Das große Wörterbuch der deutschen Sprache (Onlineausgabe, Lizenz der HU-Berlin).

¹⁹ Duden, Bd. 5.

²⁰ Langenscheidts Fremdwörterbuch.

kritische Phase, indem in einem Wendepunkt die Negativtendenz umgekehrt wird und die alten Mechanismen wieder Handlungsfähigkeit gewährleisten, die *task uncertainty* im Handlungskontext wieder niedrig ist.²¹ Das macht unmittelbar deutlich, warum eben auch Dissertationsprojekte als Durststrecken gelten können. In ihrem Verlauf entstehen Situationen ‚akute[r] Schwierigkeiten‘, die die bisherige produktive Dynamik des laufenden Systems an einen kritischen Bifurkationspunkt führen. An diesen ‚Wende- oder Höhepunkten‘ ist die Entwicklung nun (durchaus im sportlichen Sinne) beeinflussbar durch das handelnde Subjekt, durch den Promovierenden. Die therapeutische Psychologie und Entwicklungspsychologie spricht von „einer Zuspitzung der Lebenssituation“, in welcher sich „der weitere Verlauf entscheidet, sowohl in Richtung größeren seelischen Wachstums und Reife wie auch der Fixierung und dauernden Störung.“²² Immanent ist der Krise also immer auch ein positives Moment der potentiellen Optimierbarkeit der aktuellen Situation.²³ Diese optimistische Perspektive des zweiten, engeren und *Krisen*-näheren Verständnisses von *Durststrecke* soll für die folgenden Überlegungen gelten.

Ursachenforschung

Dass die Dissertation Durststreckenpotential hat, ist kein neues Phänomen, keines also, das etwa durch Bologna überhaupt erst entstanden wäre. Bereits 1987 wurde an der Universität Salzburg das Beratungsprojekt ‚Kontaktstelle für Disseranten und Diplomanden‘ eingeführt. Diese Institutionalisierung der Promotionsproblematik zeugt nicht nur von deren Dringlichkeit bereits Ende der 1980er Jahre, sondern ebenso von dem Bewusstsein, dass gegen die „psycho-sozialen Folgekosten“,²⁴ wie sie die Promotion mit sich führen kann, etwas getan werden muss. Aus der gleichen Zeit stammt eine psychologische Dissertationsschrift von Christian Rechenberger, dem Begründer dieser Kontaktstelle, die unter dem etwas barocken Titel *Studienkarrieren – Leben, Leiden, Doktorhut. Studienbiographien von Doktoranden als erzählte Leidensgeschichten*, die m.E. die erste systematische Abhandlung über den hier verhandelten Themenkomplex darstellt und deren inhaltliche Aufteilung der potentiellen Krisenfelder in „Beginn des Dissertierens als studienbiographischer Wendepunkt“,²⁵

²¹ „Die Dimension der *task uncertainty* bezieht sich dabei auf das Ausmaß der Routinisierung und der Voraussagbarkeit der Wissensproduktion. Dabei ist die *task uncertainty* relativ niedrig, wenn Problemdefinitionen relativ stabil sind, wenn Methoden eine relativ routinisierte kognitive Wahl vorgeben und wenn ein relativ großes Einverständnis zwischen Wissenschaftlern bezüglich legitimer und akzeptabler Forschung besteht“ (Göbel 2001, S. 106).

²² Müller 1986 (*Krise*).

²³ Tölle 1999 (*Krise*): „Wie im medizinischen Sinne enthält der Begriff Krise auch hier sogleich etwas Positives: Die Chance zur Wendung zum Besseren“.

²⁴ Vgl. das Vorwort von Ulrich Müller in Rechberger 1988, ohne Seitenzahl.

²⁵ Rechberger 1988, S. 337ff.

„[a]rbeitspezifische Anforderungen“,²⁶ „Betreuungsverhältnisse“,²⁷ und „[a]llgemeine Charakteristika der psychosozialen Situation von Dissertanten“ als Grundgerüst für die hier vorgestellten Überlegungen dienlich war.²⁸ Dieser Aufsatz soll allerdings – wie bereits angedeutet – nach folgenden möglichen *Ursachen* für Durststrecken kategorisiert werden:

1. Soziale Ursachen (Vereinzelung, Partnerschaft)
2. Inhaltliche Ursachen (Themenfindung, Konzeptualisierung, Methode, Kompetenz)
3. Institutionelle Ursachen (Betreuungsverhältnis, Vorbereitung)
4. Finanzielle Ursachen (Stelle, Stipendium, privat)

1) Soziale Ursachen

Die individuellen sozialen Ursachen im Privaten, die zu einem Abbruch der Dissertation, oder zumindest zu einer Krise führen könnten, sind vielfältig und können hier natürlich nicht abschließend diskutiert werden. Es scheint jedoch mindestens zwei Invariante zu geben, mit denen jeder Promovierende konfrontiert ist. Die eine ist direkt mit dem Status des Promovenden und der wissenschaftlichen Arbeit verbunden: „Die psychosozialen Auswirkungen der neuen Studiensituation umfassen im wesentlichen die Begleiterscheinungen neuer Arbeitsbedingungen und die zunehmende Distanz zum Studienbetrieb; beide Aspekte sind gekennzeichnet von Kontaktverlust und einer fortschreitenden Isolation der Dissertanten [...]“.²⁹ Vor allem Individualpromovierende leiden natürlich unter diesen Folgeerscheinungen der einsamen Arbeit am Schreibtisch. Während im Studium ein Teil, wenn nicht sogar ein Großteil der in das Studium investierten Zeit in der Universität, besonders in Lehrveranstaltungen verbracht wurde, ist es als notwendige arbeitsspezifische Anforderung der Dissertationsphase zu betrachten, abgeschieden zu arbeiten. Dabei ist nicht nur die Abgeschiedenheit vom Universitären, sondern ebenso auch vom Außeruniversitären zentral.³⁰

Umso wichtiger wird dabei die zweite Invariante, die Partnerschaftsbeziehung des Promovenden, die in den letzten Jahrzehnten zunehmend wichtiger geworden zu sein scheint. „Während der typische Doktorand früher ledig war, ist sein heutiger Kollege nicht selten Familienvater oder -mutter.“³¹ Zu der zeitraubenden Arbeitsbelastung des Promovierenden addiert sich in diesem Falle noch die psychische Belastung, viel Zeit mit der Familie verbringen zu wollen, aber

²⁶ Rechberger 1988, S. 398ff.

²⁷ Rechberger 1988, S. 404ff.

²⁸ Rechberger 1988, S. 424ff. *Dissertant* ist die in Österreich übliche Bezeichnung für den Promovenden, die wie auch Doktorand und Promovierender synonym verwendet wird.

²⁹ Rechberger 1988, S. 368. Der hier verwendete Begriff *psychosozial* ist nicht ganz unvorbelastet. Er ist psychoanalytischer Provenienz und vor allem mit dem Namen Erik H. Erikson verknüpft. Vgl. Erikson 1991; Erikson 1995; Erikson 1997.

³⁰ Wer mehr als fünf oder zehn Dissertationen in der Hand hielt, hat sicherlich bemerkt, dass kaum eine vorausgeschickte Danksagung ohne Entschuldigung an Freunde und Familie über die Abwesenheit des Verfassers auskommt.

³¹ Von Münch 2002, S. XII.

nicht zu können. In der Eigenwahrnehmung der Promovenden gibt es wohl unterschiedliche Strategien, damit umzugehen, wobei die häufigste sicherlich die ist, das wissenschaftliche Projekt mit einer Bedeutung aufzuladen, die ihm fachlich nicht entspricht. Die selbstsuggerierte Legitimation, aufgrund wissenschaftlicher Exzellenz von der Familie fern zu bleiben, wird somit zu dem teuren Preis einer späteren Enttäuschung auf fachlicher Ebene erkaufte.

2) Inhaltliche Ursachen

Themenfindung, Konzepterstellung, Methodenfrage und eigene Kompetenzeinschätzung sollen im folgenden Teil angerissen werden.³² Objektiv bestimmbar ist die Zeit, die ein Graduierter mit der Themenfindung verbringt, natürlich nicht, aber die eruiere Spanne zwischen Studienende und Promotionsbeginn kann eine Tendenz liefern, wenngleich dies normativ voraussetzt, dass die Themenfindung *vor* dem Beginn der Promotionsphase abgeschlossen ist; für die meisten Geisteswissenschaften scheint dies, wie gezeigt werden wird, auch einigermaßen zuzutreffen.

Eine Untersuchung unter Kollegiatpromovenden deckt bemerkenswerte Differenzen zwischen den einzelnen Fachrichtungen für eben diesen Zeitabschnitt auf.³³ Während Mathematiker^{Koll} in der Regel nach zwei Monaten mit ihrer Dissertation beginnen, vergeht bei Geistes- und Sozialwissenschaftlern^{Koll} rund ein Jahr, bis sie tatsächlich an den Start gehen können.³⁴ Sprach- und Literaturwissenschaftlern^{Koll} ist hier die unrühmliche Prominenz zuzuschreiben, die Dissertation am spätesten, mit ca. 28 Jahren, zu beginnen; die Chemiker^{Koll} machen das mit nicht einmal 26 ½ Jahren! Dabei brauchen die Germanisten^{Koll} nicht signifikant länger für die Themenfindung als andere Geisteswissenschaftler^{Koll} – sehr wohl aber als Natur- und Ingenieurwissenschaftler^{Koll} –, sondern studieren mit 6,7 Jahren einfach am längsten.³⁵ Erklärungsansätze müssen hierbei lerninhaltsspezifisch und infolge dessen auch institutionell argumentieren: Inhaltlich wird die längere Dauer der Phase bis zur Promotion durch die größere Autonomie der Geistes- und Gesellschaftswissenschaftler hinsichtlich ihrer Projekthalte legitimiert: Insgesamt haben nur ein Drittel der Promovenden^{Koll} aller Fachrichtungen ihr Thema selbst gewählt, wobei die interne Verteilung hochgradig asymmetrisch ist: In Biologie und

³² Auch diese Auswahl ist unvollständig und kontingent, aber sicherlich ausreichend um einen Überblick zu verschaffen.

³³ Auf diese Studie wird hier häufiger Bezug genommen werden, daher zur Erläuterung Folgendes: Sie wurde 2001 von der DFG unter 1133 von ihr während der Promotion geförderten Kollegiaten in 340 Graduiertenkollegs vorgenommen. 67 Prozent davon hatten ein Stipendium des jeweiligen Graduiertenkollegs. In den Sprach- und Literaturwissenschaften waren es sogar 84 Prozent. Da die Statistik für die in Kollegs Promovierenden nicht übertragbar sind auf Individualpromovierende und Verwechslungen vermieden werden sollen, wird, sobald die gemachten Angaben nur für Kollegiaten gelten, der entsprechende Bezugsgegenstand mit einem hochgestellten „Koll“ (^{Koll}) gekennzeichnet.

³⁴ Vgl. Stark 2003, S. 5.

³⁵ Diese Zahlen decken sich weitestgehend mit der Studie von Enders / Bornmann 2001.

Chemie werden sieben von zehn Dissertationsthemen^{Koll} von den Betreuern festgelegt,³⁶ in den Sprach- und Literaturwissenschaften^{Koll} nur eines von zehn.³⁷ Es liegt nahe, hier anzunehmen, dass in den ‚harten‘ Wissenschaften hervorragende Studierende mit Forschungsfragen des zukünftigen Betreuers vertraut werden und aufgrund der wesentlich besseren finanziellen Ausstattung der Kollegs dieser Fachbereiche relativ zeitnah zum Studienende mit diesem Forschungsprojekt begonnen werden kann. Geisteswissenschaftler haben diese beiden Hürden, Thema und Finanzierung, eigenständig zu meistern. In der Regel vergeht etwa ein Jahr nach dem Erhalt des Magister-, oder in Zukunft Masterzeugnis, bis der Graduierte, wenn überhaupt, eines der begehrten Stipendien erhalten hat oder in einem Kolleg unterkommt, das finanzielle Unterstützung leisten kann. Dies muss er sich durch nicht selten ein halbes Dutzend und mehr Bewerbungsanträge erarbeiten.³⁸ Hinzu kommt erschwerend, dass Thema und Methode in der Regel frei gewählt wurden und damit nicht das gleiche Wissen um die Relevanz und Aktualität der Inhalte für die gegenwärtige Forschungssituation vorausgesetzt werden kann, wie es bei den von Professoren vorgegebenen Arbeiten anderer Fachrichtungen anzunehmen ist.

Andererseits – und hier gerät die Konzeptualisierung des Projekts in den Fokus – werden durch die längere Vorbereitungsphase und das wiederholte Formulieren des Forschungsvorhabens für die Exposés der Stipendienbewerbungen die Inhalte der Arbeit wieder und wieder geprüft. Dies scheint gerade bei geisteswissenschaftlichen Arbeiten auch notwendig, da so die aufgrund der festgestellten autonomen Konzeptionalisierung unvermeidbaren inhaltlichen Unzulänglichkeiten *peu à peu* geprüft und ausgemerzt werden können. Folglich haben die Promovierenden^{Koll} dieser Wissenschaften eine im Vergleich sehr geringe Verzögerung ihres Projekts durch einen Wechsel des Themas während der Promotion selbst zu erwarten.³⁹ Durchaus hilfreich wäre eine dezidierte Kritik der Bewerbungsprojekte durch die Stiftungen und Kollegs, besonders der abgelehnten Projekte. Dies wird aber kategorisch ausgeschlossen, auch bei intensiver Nachfrage durch die Antragstellenden.

An dieser Stelle folgen einige Überlegungen zum titelgebenden Methodenproblem und dem ihm eigenen Verhältnis zum Methodenbewusstsein. Dieses Bewusstsein hat als erste Bedingung ein bestimmtes *Vorwissen*, das sich Studenten in der Regel während ihres Studiums aneignen. Es ist ein Wissen um die *Funktionen* von Methoden. Wie und in welchem Umfang dieses erlernt wird, ist vor allem abhängig von den Lehrplänen und vorgeschriebenen Modulen, von der Kontingenz, welcher Professor gerade an der Uni lehrt, usw. Da es wohl eher die vernachlässigbare Ausnahme ist, dass ein Abiturient an eine bestimmte Universität

³⁶ Vgl. Stark 2003, S. 7.

³⁷ Vgl. Stark 2003, S. 44.

³⁸ Bei den mehrstufigen Auswahlverfahren mit individuellen Exposé-Kriterien und Anforderungen an die Bewerbungsmappen, Gutachtergesprächen, Unmengen an vorzubereitender Sekundärliteratur usw. kann hier durchaus von „erarbeiten“ gesprochen werden.

³⁹ Vgl. Stark 2003, S. 64. Während z.B. die Gesellschaftswissenschaftler^{Koll} zu drei Prozent eine Verzögerung durch thematische Umstellung angeben, sind es bei den Psychologen^{Koll} immerhin 12 Prozent.

geht, weil er bei einem bestimmten Professor das Interpretieren lernen möchte, könnte man sagen: Die meisten Studenten der Literaturwissenschaften eigenen sich abhängig von den zufällig an ihrer Universität lehrenden Professoren deren Methoden an, sind also ohne größere Bewusstmachung plötzlich Strukturalist, klassischer Hermeneut, Dekonstruktivist oder Diskursanalytiker, usw.

Während dieser Aneignungsprozess von Denk-, Handlungs- und Argumentationsmustern hin zu einer mehr und mehr stringenten Anwendung einer literaturwissenschaftlichen Methode gar nicht im Expliziten ablaufen muss (und es in der Regel wohl auch nicht macht), scheint der zu gehende Weg *nach* dieser Bewusstwerdung viel steinig. Denn die Reflektion, wie Studenten nun eigentlich ihre Gegenstände bearbeiten sollen, holt sie in der Regel wohl erst vor den ersten größeren selbstverfassten Texten ein, vor den Hauptseminarsarbeiten, Magisterarbeiten oder eben erst der Dissertation. Diese Selbstvergewisserung der methodischen Verortung ist dann ein sicherlich erhellender Moment, der Zugehörigkeit und Nestwärme ebenso wie Abgrenzung und Verbote zusichert. Zudem macht er die methodische Durststrecke überhaupt erst möglich, denn die *Ungewissheit*, ob die antrainierte Methode überhaupt plausibel und dem Gegenstand angemessen ist, kann erst entstehen, wenn eine Methode überhaupt vorhanden ist. Sonst müsste man noch von *Unwissenheit* sprechen, und die ist von der Ungewissheit grundlegend verschieden. Die Ungewissheit setzt nämlich ein *Vorwissen um die Funktion* von Methoden voraus und ist von großem Durststreckenpotential für Akademiker. Sie entsteht als Identitätskrise, in der zuvor Unproblematisiertes problematisiert wird, und das auf eine in den Wissenschaften untypische Weise, nämlich fern ab vom Objekt der Erkenntnis. Die Methodenfrage wird dementsprechend nicht gegenstandsbezogen gestellt („Welcher Methode bedarf Text X?“), sondern *subjektbezogen*: „Welche Methode wendet Wissenschaftler Y an?“.⁴⁰ Gerade in den Literaturwissenschaften, in denen der Untersuchungsgegenstand nicht reagiert und kaum Antworten auf die Frage nach der Adäquatheit bestimmter Interpretationsmethoden geben kann – hier entscheidet jeder selbst, ob (oder dass) seine Methode angemessen ist –, muss die Methode sogar als frei gewähltes Werkzeug, als individueller Ausdruck reflektierten Wissens, als Persönlichkeitsmerkmal des Wissenschaftlers gelten; daher ist es gar nicht verkehrt, die methodologische Durststrecke als wissenschaftliche Sinnkrise der „professionellen Identität“ zu verstehen.⁴¹ Schließlich trägt die Dissertation ungleich stark zur Fremdwahrnehmung und -verortung des Wissenschaftlers innerhalb akademischer Kreise bei. Konrad Lorenz schreibt zur universitären Schulbildung:

Wenn nämlich der Entdecker einer neuen Wahrheit nicht kritische Schüler, sondern gläubige Jünger findet, so kommt es zur Religionsbildung, die zwar im allgemeinen kulturellen Leben manchmal großen Segen stiftet, in der Wissenschaft aber unerwünscht ist.⁴²

⁴⁰ Vgl. das allgemeine Modell von Hermerén 1983, 142 zur Interpretation: „X interpretiert Y als Z für U mit dem Zweck V“.

⁴¹ Vgl. Rechberger 1988, S. 338.

⁴² Lorenz 1977, S. 300.

Neuere Ansätze der den Kulturwissenschaften angenäherten Literaturwissenschaften scheinen dafür besonders disponiert zu sein, was wohl mit den Methoden ihrer Lektüre (wenngleich sie im Selbstverständnis dezidiert *unmethodisch* sein will) zusammen hängt. Klassische, auf Wiederholbarkeit und Kohärenz ausgerichtete Hermeneutiken bieten hier für Promovenden einen Vorteil: Sie ermöglichen den Umgang mit einem vielfach erprobten Werkzeug, dass in seinem Funktionieren nicht notwendiger Weise abhängig ist von der interpretatorischen Kreativität oder Assoziationsfähigkeit des Interpreten, wie viele Spielarten der Postmoderne, so z.B. die Anagrammatik oder Kulturpoetik,⁴³ sondern Selbstwiderspruchsfrei in den unterschiedlichsten Kontexten funktioniert. Der Promovend kann also das Problem der Tauglichkeit der Methode vernachlässigen, denn diese ist in ihrer Funktionalität nicht abhängig von ihm als Subjekt und somit weniger potent bezüglich (Selbst)Zweifel. Gegenüber den meisten postmodernen Ansätzen kann man hier von einer relativ geringen *task uncertainty* sprechen.

Davon können Individualpromovierende in gleichem Maße wie Kollegiaten profitieren. Beide sollen nun noch einmal ganz allgemein hinsichtlich ihrer motivationalen Voraussetzungen für das Verfassen einer Dissertation untersucht werden. Die vermutete hohe Abbrecherquote bei den Erstgenannten lässt für diese Gruppe ein wesentlich geringeres Durchhaltevermögen erwarten. Erklärungen können hierfür an vielen Stellen ansetzen. Lässt man finanzielle Aspekte – wider aller Vernunft – einmal beiseite, bleiben vor allem Organisationsvermögen der zeitlichen Ressourcen, Arbeitsaufwand- und Kompetenzeinschätzung als kritische Momente übrig. So verzögert sich bei elf Prozent der Germanisten^{Koll} die Promotion nachhaltig aufgrund der Arbeitsbelastung durch das Studienprogramm des Kollegs, bei acht Prozent durch Arbeitsbelastung außerhalb der Uni und bei sechs Prozent durch eine Drittmittelstelle.⁴⁴ Eine noch höhere Prozentzahl ist bei den Individualpromovierenden zu vermuten, da hier sicherlich ein Großteil Voll- oder Teilzeitarbeitern, Praktika oder Volontariaten nachgeht. Zu dieser Belastung, oft nur an den Feierabenden und Wochenenden Zeit für das Dissertationsprojekt zu haben, kommt noch ein „ständiger Zwang, etwas leisten zu müssen, dem man sich nur schwer entziehen kann (im Gegensatz zum zeitweiligen Absolvieren von Prüfungen mit anschließenden Ruhezeiten); dazu kommt noch, dass man sich diesen Druck stets selbst setzen muss, weil äußere Anhaltspunkte fehlen“.⁴⁵ Rechenberger spricht hier kein geringes Problem an, das sich mit dem psychologischen Terminus der *Selbstregulation* vortrefflich benennen lässt.⁴⁶ Während im Studium (oder im Beruf) Arbeitszeiten und

⁴³ Vgl. Luserke-Jaqui 2003, oder die Reihe „Studien zur Kulturpoetik“ im Würzburger Verlag Königshausen & Neumann.

⁴⁴ Vgl. Stark 2003, S 64. Mehrfachnennungen waren möglich.

⁴⁵ Rechenberger 1988, S. 361.

⁴⁶ Eine psychologische Studie von Michaela Schmidt zur Selbstregulation bestätigt genau diese Annahme: „If the situation is unstructured and students have a lack of self-competency the possibility that they will dropout increases throughout the course of scholastics. The college drop-out rate is especially high in courses of study with highly unstructured processes (Brandstaetter, Grilich, & Farthofer, 2006; Ehrenberg, Jakubson, Groen, So, & Price, 2007). These circumstances are also a main indicator of the postgraduates' situation, because in many cases their environment is highly unstructured and postgraduates have to manage considerably large projects“ (Schmidt 2009, S. 8).

-inhalte vorgegeben sind, muss der Individualpromovierende noch viel mehr als der im wissenschaftlichen Arbeitskontext eingebundene und geförderte Kollegiat selbst für ein *intrinsisches Motivationspotential* sorgen, dass ihn immer wieder hinter die Bücher treibt.⁴⁷

Überraschend ist, dass die Zeitvorgaben zur Dauer der Promotion zwischen den einzelnen Fächern^{Koll} zwar relativ gleich ist, hinsichtlich der jeweiligen *Unterstützungsform* jedoch signifikant variiert; bei den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften^{Koll} aber nicht mehr als ein halbes Jahr zwischen den stets schnellen Stipendiaten und den langsameren Grundausrüstungs- oder Drittmittelstelleninhabern.⁴⁸ Die Empfehlung der DFG für die Promotionsdauer und der damit einhergehende maximale Förderungszeitraum liegt bei drei Jahren. „Im Durchschnitt stimmen die eigenen Vorgaben der Kollegiaten und die Vorgaben der Betreuer mit dieser Zielsetzung nahezu überein“,⁴⁹ was nicht verwundert bei der engen institutionellen Einbindung der Kollegiaten. Die Realität der Individualpromovierenden sieht abermals anders aus, weil hier nicht akademische Stringenz, sondern „[f]ehlende Kontrolle über das, was man eigentlich an Vorarbeit schon geleistet hat, weil häufig über lange Strecken kein sichtbares Ergebnis der Bemühungen vorliegt“,⁵⁰ an der Tagesordnung ist. Die erfrischenden und abwechslungsreichen Kurzstrecken-Disziplinen im Promotionsmehrkampf (um den sportlichen Aspekt der Durchstrecken noch einmal zu betonen), wie Tagungsvorträge, Zeitschriftenartikel und Workshoporganisationen, die allesamt motivierende Zwischenergebnisse liefern, sind dem Individualpromovierenden in der Regel fremd.

Auch die zumindest für jede wissenschaftliche Karriere unbedingt notwendige Herausbildung eines akademischen Kompetenzprofils von *Arbeitsbesprechung* bis *Zeitschriftenredigatur* kann er sich im Gegensatz zum Kollegiaten kaum selbständig aneignen. Dieser hingegen lernt seine eigenen Kompetenzen im wiederkehrenden Kontakt zu anderen Wissenschaftlern kennen und einzuschätzen. Zwar verzögert sich noch bei acht Prozent aller Germanisten^{Koll} die Dissertation aufgrund von Selbstzweifel an Kompetenz und Eignung,⁵¹ immerhin haben sie aber im Gegensatz zu ihren außerakademischen Kollegen die genannten ‚Kurzstrecken‘, um ihre Motivation aufzufrischen. Diese Kurzstecken sind vergleichbar mit den von Semester zu Semesterferien zu Prüfungszeit variierenden Anforderungen an die Studenten, denen periodische Abfolgen von Stress- und Ruhephasen als Arbeitsformen bekannt sind. Während die alleinige Arbeit an der Dissertation von dieser Art des Arbeitens stark abweicht, entspricht die Arbeit an kleineren Projekten eher diesem bereits bekannten Belastungsprofil. Darüber hinaus löst sie den weiten Spannungsbogen einer mehrjährigen Arbeit mit virulentem Krisenpotential in kleinere, handhabbare und weniger krisenvalente Akte auf. Es verlangt

⁴⁷ Verschiedene lern- und motivationspsychologische Modelle der Unterscheidung intrinsischer und extrinsischer Motivation finden sich bei Heckhausen / Heckhausen 2009, S. 331-354. Die Theoriemodelle zwischen Selbstbestimmung und Kompetenzerlebnis (Deci / Ryan), Interesse und Involviertheit (Sansone / Smith), Lernziel- und Performanzzielorientierung (Butler) wie auch Mittel- und Zweckübereinstimmung (Kruglanski) sind allesamt applizierbar, da sie sich teilweise nur in Facetten unterscheiden.

⁴⁸ Dies ist natürlich auf eine geringere Arbeitsbelastung der Stipendiaten zurück zu führen.

⁴⁹ Vgl. Stark 2003, S. 63.

⁵⁰ Rechberger 1988, S. 361.

⁵¹ Vgl. Stark 2003, S. 64.

[d]er Charakter der Diss [...] nun als Voraussetzung Qualifikationen, die im bisherigen Studium nicht vermittelt und daher auch meist nicht erworben wurden. [...] da aber gerade eine solche [während des Studiums nicht erreichte; M.W.] Spezialisierung für eine Diss von großem Nutzen wäre, ist auch in dieser Hinsicht ein radikaler Bruch in den Studienanforderungen spürbar. [...] Viele Studenten fühlen sich diese[m] nicht gewachsen, und somit gerät diese Situation des Umbruchs nicht selten zur Überforderung [...].⁵²

3) Institutionelle Ursachen

In genau dieser Umbruchsituation sind positive Rollenvorbilder von eminenter Bedeutung. Damit sind die Gutachter, die Betreuer der Arbeit gemeint. Sie können der „weitverbreitete[n] Ahnungslosigkeit darüber, was einen mit der Diss erwartet“ mit klar formulierten Hilfestellungen,⁵³ Lektüretipps, methodischem Wissen usw. entgegenen. Nach der nun folgenden Beschreibung der oft problematischen Betreuungssituation sollen kurz auch materielle Unannehmlichkeiten im Kontext der Promotion betrachtet werden.

Auf den ersten Blick scheint Rechbergers Behauptung ‚weitverbreiteter Ahnungslosigkeit‘ etwas übertrieben. Er geht aber noch weiter und konstatiert „eine äußerst mangelhafte Erfüllung des Ausbildungsanspruchs der Universität (Lehre!)“.⁵⁴ Er ist nicht der Einzige, der die Universitätsprofessoren unter den Generalverdacht der Interesselosigkeit an der Lehre stellt und wenn man die Statistiken bemüht, scheint das nicht ganz unbegründet zu sein:

31 Prozent der promovierenden Sprach- und Literaturwissenschaftler^{Koll} würden es begrüßen, mehr Betreuung zu erhalten. Wenngleich es viel erscheint, dass sich ein Drittel der Gruppe unterversorgt fühlt, relativiert sich diese Ansicht, wenn man vergleichend in Betracht zieht, dass es bei den Gesellschaftswissenschaftlern^{Koll} 50 Prozent und den Geowissenschaftlern^{Koll} immerhin 74 Prozent Unzufriedene sind.⁵⁵ Nur rund die Hälfte aller Professoren trifft sich regelmäßig zu Projektbesprechungen mit ihren Protégés. Und hier ist wiederum nur die Rede von Kollegiaten, den zehn Prozent also, die durch ihre akademische Einbindung den besten Zugang zu ihren Betreuern haben. Es muss also festgehalten werden, dass die von Rechberger formulierten Vorwürfe hinsichtlich der Betreuungsleistung der Professoren aus der Perspektive der von ihnen abhängigen Doktoranden keinesfalls hyperbolisch sind.

Eine erfreuliche Ausnahme unter den Geistes- und Gesellschaftswissenschaftlern^{Koll} bilden hinsichtlich dieses Sachverhaltes die sprach- und literaturwissenschaftlichen Kollegs. Diese weisen „eine mit den Naturwissenschaften vergleichbare Promotionskultur“ auf.⁵⁶ Barbara

⁵² Rechberger 1988, S. 357f. Er spricht hier besonders von Graduierten, deren Studienstrategie eine „schulische“ war, räumt jedoch ein, dass die gemachten Aussagen „in abgeschwächter Form für alle Studenten“ gelten.

⁵³ Rechberger 1988, S. 355.

⁵⁴ Rechberger 1988, S. 343.

⁵⁵ Sämtliche Angaben aus Stark 2003, S. 36.

⁵⁶ Stark 2003, S. 39.

Stark kommt zu dieser Annahme, da die Kollegiate der Germanistik^{Koll}, Naturwissenschaften^{Koll} und der Biologie^{Koll} die Betreuungsleistung der Professoren signifikant besser bewerten als der Durchschnitt. Ein Erklärungsversuch aus der Motivationspsychologie würde argumentieren, dass das vergleichsweise geringe Alter der Promovenden^{Koll} der Naturwissenschaften und ihre relative Autonomielosigkeit bei der Themenwahl zu einem von Hierarchie und Abhängigkeit vom Betreuenden geprägten Rollenbild führt.⁵⁷ Ihre vorwiegend extrinsische Motivation macht das deutlich, denn diese tritt nicht spontan auf, sondern wird u.a. durch Aufforderungen aktiviert, deren Befolgung eine positive Bestärkung erwarten lässt.⁵⁸ Das deckt sich mit dem statistisch eruierten Ablauf naturwissenschaftlicher Dissertationen^{Koll}: Der Betreuer betraut einen Studenten mit einem Dissertationsprojekt, was der Student als Aufforderung erkennt, annimmt, und ihn in die motivationale Erwartungshaltung positiver Bestärkung rückt. Betreuungsgespräche bilden sodann die Quellen der extrinsischen Motivierung und werden dementsprechend positiv bewertet. Dieser Prozess erfährt sogar eine Rückkopplung mit der Sicherheit der Kollegiaten hinsichtlich ihrer eignen Kompetenz: Die Doktoranden^{Koll} der Chemie, Physik, Mathematik, Informatik und Elektrotechnik haben durchschnittlich geringere Zweifel an ihrer Eignung für das Dissertationsprojekt,⁵⁹ als Geistes- und Gesellschaftswissenschaftler^{Koll}.

Die überdurchschnittlich gute Beurteilung der Betreuer germanistischer Promovenden^{Koll} lässt sich jedoch nicht auf diese Weise erklären, womit auch die vereinfachende Stark'sche Rede der ‚vergleichbaren Promotionskulturen‘ als verfehlt zu disqualifizieren ist. Schlüssig gemacht werden kann die Zufriedenheit der Germanisten^{Koll} hinsichtlich ihrer Betreuenden durch ihre lange Bewerbungsphase vor der eigentlichen Promotion und dem erwähnten hohen Methodenbewusstsein: Sie haben (gezwungenermaßen) genügend Zeit, sich einen Betreuer zu suchen, der ihrer methodischen Schule entspricht.⁶⁰ Man kann, um auch Rechbergers Rede kritisch auszuleuchten, nicht davon ausgehen, dass „weitverbreitete Ahnungslosigkeit“ bei den Promovenden^{Koll} aller Institute die Regel ist.

Offensichtlich relevant für die Entscheidung zur Promotion ist bereits das Verhalten während des Studiums. „Die überwiegende Mehrheit der Kollegiaten (70%) waren bereits vor Beginn ihrer Dissertation als studentische Hilfskraft (SHK) tätig, 38% der aktiven Kollegiaten haben sogar zwei Jahre und länger als SHK gearbeitet.“⁶¹ Zudem begannen die Kollegiaten, die

⁵⁷ Vgl. Sven Schörnich, promovierter Neurobiologe: „Die Bindung an einen einzigen Doktorvater ist ein hundertprozentiges Abhängigkeitsverhältnis. [...] Wenn Betreuer auf einmal das Interesse an der Themenstellung verlieren oder die Chemie nicht mehr stimmt, sind auf einmal anderthalb Jahre umsonst gewesen.“ (Achterhold 2008).

⁵⁸ Vgl. Heckhausen / Heckhausen 2009, S. 129ff.: Erfolgserwartung und Valenz.

⁵⁹ Stark 2003, S. 64.

⁶⁰ Diese Hypothese wird gestützt durch die Statistik, dass die sprach- und literaturwissenschaftlichen Promovenden^{Koll} mehr als alle anderen Promovenden^{Koll} affirmieren, hinsichtlich der Methode ihrer Arbeit unterstützt zu werden. Besonders von den Geistes- und Gesellschaftswissenschaftlern^{Koll} heben sie sich deutlich dahingehend ab. Vgl. Stark 2003, S. 38.

⁶¹ Stark 2003, S. 28.

bereits als SHK arbeiteten, durchschnittlich ein halbes Jahr früher mit ihrer Promotion.⁶² Neben der basalen Kontaktaufnahme mit potentiellen Betreuern ist hier sicherlich das Einüben wissenschaftlicher Arbeitsweisen und Kommunikationsformen wesentlich. Zudem leistet ein Professor seinen nicht geringen Beitrag bei den Stipendien- und Kollegbewerbungen – die alle individualisierte Gutachten, Vorschlagsbegründungen, oder ähnliches enthalten müssen – sicherlich bevorzugt für Studenten, die zuvor für ihn gearbeitet haben.

Neben der immateriellen Unterstützung scheinen auch die von den finanziellen Ressourcen des Kollegs abhängigen Möglichkeiten der materiellen Ausstattung relevant für die Durchführung der Dissertation zu sein. Die folgenden Zahlen zeigen auf, dass die ungleiche Verteilung der Mittel den Kollegs Natur- und Ingenieurwissenschaften zugutekommt. Zwar sind insgesamt 72 Prozent der Kollegiaten mit dem verfügbaren Verbrauchsmaterial zufrieden, in den sprach- und literaturwissenschaftlichen Kollegs aber sind es nur 45 Prozent; noch nicht einmal die Hälfte ist ausreichend ausgestattet! Nur etwa jeder zehnte unter ihnen hat ein eigenes Büro, während bei den Natur- und Ingenieurwissenschaften^{Koll} jeder Dritte dergestalt versorgt ist.⁶³ Auch können diese auf eine stärkere Unterstützung durch SHKs zurück greifen, was durchaus als wichtige Arbeitserleichterung zu sehen ist. Individualpromovenden sind natürlich von jeglicher durch die Kollegs geleisteten Unterstützung ausgeschlossen und haben somit den großen Nachteil, dass ihnen kein Zugriff auf arbeitserleichternde Ressourcen (Drucker, Kopierer, kostenlose Fernleihen, SHKs, usw.) möglich ist. Sie müssen für diese Leistung selbst aufkommen, was zu dem nächsten Kapitel überleitet.

4) Finanzierung

Schauen wir wieder zuerst einmal auf die Kollegiaten. Auch bei ihnen ist die Finanzierung nicht so sicher oder nachhaltig gewährleistet, wie es das Konzept „Graduiertenkolleg“ eigentlich vermuten lassen würde. Zwei Drittel unter ihnen sind hauptsächlich über ein Stipendium des Kollegs finanziert, die Übrigen vor allem über Drittmittel- oder Grundausstattungsstellen oder den Partner, bzw. die Eltern. Die Mehrheit der Kollegiaten wechselt zwischen verschiedenen Finanzierungsmöglichkeiten oder nutzt mehrere Quellen gleichzeitig, wobei immerhin für die Hälfte der Promovenden mit Stipendium diese Unterstützung als einzige Quelle ausreicht. Dennoch haben „die größten finanziellen Unsicherheiten [...] Doktoranden, die sich selbst oder über den Partner/Eltern finanzieren, gefolgt von Stipendiaten, bei denen rund drei von

⁶² Vgl. Stark 2003, S. 5.

⁶³ Vgl. Stark 2003, S. 67-69. Wie Nerad 2004, S. 83 ff. feststellt, ist die Situation in den stets vorbildhaft referierten vereinigten Staaten ganz ähnlich: „Eine Schwäche der Doktorandenausbildung in den USA besteht in der ungenügenden Finanzierung von Studierenden der Sozial- und Geisteswissenschaften, was in diesen Fächern zu langen Studienzeiten führt.“ Zu einem interessanten „Blick über den Zaun. Promovieren im internationalen Vergleich“ siehe Deutscher Akademischer Austauschdienst 2004, S. 83-112 und die hervorragende Bibliographie besonders zum europaweiten Vergleich von Hammer 2004, S. 114-127. Auszüge der Originaldokumente der Bologna-Reform, vorbildliche Promotionsordnungen, u.v.m. finden sich bei Schmeken 2004, S. 128-232.

zehn Kollegiaten nicht wissen, ob die Finanzierung ausreicht oder nicht“.⁶⁴ Am nachhaltigsten abgesichert sind die Promovenden^{Koll} mit einer universitär eingebundenen Stelle, wenngleich ihre Promotion durch diese Arbeit etwas verzögert wird.

Insgesamt scheint die Finanzierung aber wenig Durststreckenpotential für die Promovenden^{Koll} zu haben: Für nicht einmal jeden Zehnten wäre die Finanzierungslage ein Grund, das Projekt abzubrechen. Die Quote bei den Individualpromovierenden ist sicherlich auch hier um einiges höher.

Eine für Geisteswissenschaftler absurde Situation angesichts ihrer Bemühungen, ein Stipendium zu ergattern, ergibt sich bei den Ingenieurwissenschaften und der Informatik. „Die Zahl der Bewerbungen liegt [in diesen Fächern; M.W.] bereits seit einigen Jahren unter der Zahl der angebotenen Plätze“.⁶⁵ Die kürzere Promotionszeit und geringere Weisungsgebundenheit scheinen hier keine Rolle zu spielen. Bei den Geisteswissenschaftlern hingegen lässt das seit Jahren geringe Angebot im Vergleich zur hohen Nachfrage den ideellen Wert des Stipendiums steigen: Stipendiat zu sein bedeutet immer auch, sich gegenüber einer Vielzahl an Bewerbern durchgesetzt zu haben und sich auf diese oder jene Art ausgezeichnet zu haben. Neben der finanziellen ist auch diese gedankliche Stütze für die Motivation des Promovierenden äußerst hilfreich. Fokussiert man jedoch die Situation des Abgelehnten, muss man sich natürlich auch das demotivierende Potential für einen angehenden Doktoranden vor Augen halten. Gerade hier, im Beginn der Arbeitsphase, die sich zumindest bei den Geisteswissenschaftlern in der Regel mit der Bewerbungsphase deckt, liegt wohl die größte Gefahr, aufgrund einer Durststrecke abzubrechen.⁶⁶ Es addieren sich auf unterschiedlichen Ebenen die einzelnen Ungewissheiten; denkbar sind Zweifel über den Gegenstand der Arbeit, die Methode, die Finanzierung, den eventuell zu wechselnden Wohnort (seit einiger Zeit gehen immer mehr akademische Stellenausschreibungen mit der Verpflichtung einher, den Wohnsitz in der entsprechenden Universitätsstadt einzunehmen, was natürlich Freundschaft und Partnerschaft belastet) und nicht zuletzt auch Selbstzweifel über die eigene Kompetenz, ein Projekt umsetzen zu können, das die kurz zuvor verfasste Abschlussarbeit bei weitem übersteigt. Ruft man sich hier die oben in Anlehnung an den Krisenbegriff gemachte Bestimmung von *Durststrecke* ins Gedächtnis, muss man davon ausgehen, dass viele der bis dato produktiven Handlungsmuster (aus dem Studium) nicht mehr greifen können. „Der Beginn des Dissertierens umfasst also aus einer ganzheitlichen Sicht sowohl einen Umbruch in den Studienbedingungen als auch massive Veränderungen in der psychosozialen Lage der Studenten; daher ist dies auch als ein studienbiographisch völlig neuer Abschnitt einzuschätzen“.⁶⁷

In dieser Umbruchsituation zwischen Studium und Promotion liegt ein bemerkenswertes Krisenpotential in der für die Promovenden^{Koll} später relativ unproblematischen Frage der

⁶⁴ Stark 2003, S. 72.

⁶⁵ Stark 2003, S. 73. Dementsprechend ist der Anteil der Graduiertenkollegs in diesen Fächern tendenziell rückläufig.

⁶⁶ Da leider noch nicht einmal die Ganzheit der Promovierenden erfasst ist, ist diese Qualität einer spezifischen zeitlichen Datierung, wann das höchste Abbruchpotential besteht, hochgradig spekulativ.

⁶⁷ Rechberger 1988, S. 393. Dass Rechberger der „Manifestation des Wendepunkts“ ein ganzes Kapitel widmet (S. 391ff.) und sich der oben für den Krisenbegriff funktionalisierten Termini bedient, unterstreicht die hier formulierte Hypothese, dass sich die Promotionsphase als Durststrecke durchaus adäquat fassen lässt.

Finanzierung: Meistens stehen in dieser Phase wohl die Eltern oder (außerakademische) Arbeiten als Zwischenlösung für die monetäre Durststrecke, die sich über ein ganzes Jahr hinstrecken kann, zur Diskussion. Gerade bei weniger gut bezahlten Nebenjobs außerhalb des akademischen Feldes, die keiner besonderen Ausbildung bedürfen, entsteht leicht die Gefahr, sich seiner intellektuellen Expertise nicht mehr ausreichend bewusst zu sein und in eine Kompetenzkrise zu geraten. Natürlich setzt sich diese Problematik bei den Promovenden ohne Stipendium oder wissenschaftlicher Stelle im schlimmsten Fall für die gesamte Phase der Promotion fort. Entweder müssen sie sich dann mit der Abhängigkeit von den Eltern abfinden oder entfernen sich durch die außerakademische Arbeit vom Promotionsbetrieb.⁶⁸

Für diejenigen, die nach der Promotion weiter akademisch arbeiten wollen, setzt sich das Problem fort: Es werden viel zu wenig Ratsstellen und *postdocs* angeboten, um auch nur einem Teil derjenigen, die sich habilitieren wollen, eine angemessene Finanzierung inklusive entsprechendem Arbeitsumfeld zu gewährleisten. Immerhin möchten zwei Drittel aller Promovenden^{Koll} an der Universität bleiben;⁶⁹ in den Geisteswissenschaften ist der Wunsch allgemein stärker ausgeprägt. So würden immerhin 77 Prozent aller Sprach- und Literaturwissenschaftler^{Koll}, wenn sie frei wählen könnten, in die Forschung gehen. Da diese unmöglich an den Instituten unterzubringen sind, muss von einem großen Krisenpotential für die Zeit nach der Promotion ausgegangen werden.⁷⁰ Zumal sich dann schon akademische Arbeitsweisen habitualisiert haben und zumindest Geisteswissenschaftler für die Bewerbung auf Stellen im freien Markt oft überqualifiziert sind. Aktuell scheint sich diese Situation zu verschärfen. Zwar wird in der DFG-Studie von 2003 noch dezidiert darauf hingewiesen, dass auch in den sonst öfters dahingehend verdächtigten geistes- und sozialwissenschaftlichen Bereichen nicht promoviert wird, „um der Arbeitslosigkeit zu entgehen“,⁷¹ es muss aber angenommen werden, dass die seit Herbst 2008 grassierende Wirtschaftskrise in den nächsten Jahren einschüchternden Einfluss selbst auf die wirtschaftsmarktaffinen Studienabgänger haben wird. Die Aussicht auf zwei, drei Jahre sichere Bezahlung durch ein Kolleg oder eine Stiftung ist aber leider eine andere, nämlich extrinsische Form der Motivation, die mit dem konfligiert, was sich die Germanisten (noch immer) gerne auf die Fahnen schreiben: „Für die Kollegiate in den Sprach- und Literaturwissenschaften spielt ein mit der Promotion erhöhtes späteres Einkommen kaum eine Rolle. Diese Einschätzung korrespondiert mit ihrer relativ hohen intrinsischen Motivation

⁶⁸ Vgl. Rechberger 1988, S. 349f. Lukas, eines der Fallbeispiele aus den Interviews gibt an, sich durch das notwendige Geldverdienen einen vollständig neuen Lebensstil angeeignet zu haben, der eigentlich mit dem eines Doktoranden nicht mehr vereinbar ist. Dass ein unakademischer Lebensstil aber kein ausschließendes Hindernis für eine Doktorarbeit zu sein scheint, beweisen die Klitschko-Brüder: Beide haben sich an der Uni Kiew in Sportwissenschaft promoviert.

⁶⁹ Vgl. Stark 2003, S. 7.

⁷⁰ Inzwischen wird diese Problematik endlich in das Bewusstsein der Öffentlichkeit getragen, wie z.B. bei der Podiumsdiskussion zum Thema „Alternative Wissenschaftlerkarrieren: Was tun, wenn die Lehrstühle fehlen?“ (15.07.2009) an der Konstanzer Universität.

⁷¹ Stark 2003, S. 25.

bei der Entscheidung zur Promotion“.⁷²

Diesem tendenziell wachsenden Promotionsaufkommen will – und das ist eine andere mögliche Perspektive auf das aktuelle Geschehen, die neben den wirtschaftlichen auch (hochschul-) politische Faktoren stark macht – die Bologna-Reform entgegenwirken, indem sie weniger Studenten überhaupt erst für die qualifizierenden Masterstudiengänge zulässt. Dabei entwickelt sich die „relative Promotionsquote seit 1970 umgekehrt proportional zu der Entwicklung der Studentenzahlen“,⁷³ was bedeutet, dass dem jährlich hohen Zuwachs an Absolventen der Universität nur ein marginaler Zuwachs an Promotionsabschlüssen (seit dem Jahrtausendwechsel) gegenüber steht. Einen dezidiert kritischen Standpunkt akademischer Lehre nimmt Prof. Karl-Otto Edel (FH Braunschweig) ein. In seinen fast hundertseitigen „Anmerkungen zum Bologna-Prozess und seinen Folgen“ moniert er:

Die im Rahmen des Bologna-Prozesses von den deutschen ‚Bildungs‘-Politikern angestrebte Relation entspricht recht genau den amerikanischen Verhältnissen: in Deutschland soll der Bachelorabschluß zum Regelabschluß werden und es sollen nicht mehr als 30 Prozent der Studenten nach dem Erwerb des Bachelorgrades einen Mastergrad erwerben. Das heißt aber für Deutschland, dass im Rahmen des Bologna-Prozesses das bisher in Deutschland übliche Hochschulniveau künftig nur noch von maximal 30 Prozent der Hochschulabsolventen erreicht werden soll. Durch den Übergang von den in Deutschland bisher üblichen akademischen Abschlüssen wird – auch bei eigener europäischer Profilgebung⁶ – eine generelle Qualitätsminderung vorgenommen, wie die den Qualifikationsstufen zugeordneten Zahlen und Relationen zeigen. Die Festlegung einer derartigen Übergangsquote ist mit dem Bologna-Prozess nicht zu begründen. Sie stellt somit ganz klar eine (weitere) Instrumentalisierung des Bologna-Prozesses im Interesse der Minimierung des staatlichen Finanzaufwandes für das Hochschulwesen dar!⁷⁴

Für seine Bologna-affirmierende Position vielfach gescholten wurde der Konstanzer Professor Wolfgang Seibel. Er schreibt:

Die eigentliche Herausforderung, vor die die Universitäten durch den „Bologna“-Prozess gestellt sind, liegt daher im Umgang mit dem Trend zur Zweiklassengesellschaft in der deutschen Hochschullandschaft. Die besseren Universitäten beweisen schon heute ihre Fähigkeit, sich im Wettbewerb des „europäischen Hochschulraums“ mit attraktiven Bachelor- und Master-Studiengängen zu behaupten und die dafür unabdingbaren Strukturveränderungen, einschließlich der Umverteilung von Personalressourcen, zustande zu bringen.

Es sind, wenn die Zeichen nicht trügen, im Großen und Ganzen dieselben Universitäten, die sich mit Spitzenleistungen in der Forschung in den Exzellenzinitiativen von Bund

⁷² Stark 2003, S. 25.

⁷³ Lenger 2008, S. 59.

⁷⁴ Edel 2005, S. 54.

und Ländern durchgesetzt haben. Es sind vermutlich auch überwiegend Universitäten in Bundesländern, die Studiengebühren erheben. Das Lamento über „Bologna“ und Studiengebühren leistet, so muss man befürchten, eher einen Beitrag zur mentalen und praktischen Abkoppelung der weniger guten oder mittelmäßigen Universitäten von einem Erfolgspfad, den ihnen der „Bologna“-Prozess so vielversprechend eröffnet hatte.⁷⁵

Angesichts seiner Funktion als Vorstandsmitglied des Exzellenzclusters „Kulturelle Grundlagen von Integration“ wird diese Position zumindest empathisch nachvollziehbar, soweit sie auch von einer vernünftigen Diskussion der Problematiken jenseits universitärer Profilierungskämpfe entfernt ist. Eine moralische Zwickmühle ergibt sich nun aber für den sozial nicht völlig abgestumpften Verfechter organisierter Promotionsformen wie dem Graduiertenkolleg, wenn er die oben eruierten Ergebnisse im Kontext der Bologna-Diskussion beleuchtet: Die Promovenden in diesen Kollegs sind wie gezeigt wurde in einer prinzipiell erfolgsversprechenderen Situation als die Individualpromovierenden, also sollten Kollegs eigentlich gefördert werden. Ideale Voraussetzung für die Einrichtung dieser Kollegs bieten aber nun einmal vor allem die Exzellenzcluster, die im Rahmen der Bologna-Reform aber letztlich auf Kosten der Vielzahl der auf den Bachelorabschluss gezwungenen Studenten eingerichtet werden, was dem Sozialen Bauchschmerzen bereitet.⁷⁶ Die einzige befriedigende Lösung scheint hier nur möglich durch einen größeren Finanzaufwand seitens des Staates und – was aber nicht in allen Fachrichtungen gleichermaßen denkbar ist – der Wirtschaft.

Dass beide selbst nicht frei von finanziellen Durststrecken sind, macht dieses Argument zu vertreten sicherlich nicht leichter, aber stärkt die Rückbesinnung darauf, was jeder Promovend selbst tun kann, um mögliche Durststrecken während seiner Promotionsphase zu vermeiden.

Ursachenvermeidung

Die in der Einleitung optimistische Formulierung der Vermeidbarkeit methodischer Durststrecken ist natürlich nicht bedingungslos, besonders nicht für Literaturwissenschaftler. Sie ist, wie gezeigt werden konnte, hauptsächlich gebunden an zwei Faktoren. Einerseits spielt die universitäre Lehre eine nicht zu unterschätzende Rolle. Sie ist wiederum abhängig vom zweiten Faktor, dem der Literaturwissenschaften (und dergestalt wohl nur noch der Philosophie konstatierbarem) genuinen Methodenbewusstsein. Der methodisch selbstbewusste Wissenschaftler kann seine Lehre freilich kaum unabhängig von dieser Einschätzung gestalten, was zum erstgenannten Faktor zurück führt: Die akademische Ausbildung der Studierenden ist geprägt von einer kontraproduktiven Situation, die durch mangelhafte Explikation der unterschiedlichen Möglichkeiten der interpretatorischen Arbeit geprägt ist. Lehrende

⁷⁵ Seibel 2009.

⁷⁶ „Der Wissenschaftsrat unterstützt die Absicht der DFG, den Exzellenzcharakter des Programms zu stärken“ (DFG 2004, S. 131). Vgl. auch Dose 2006.

müssen gegenüber den Studenten des Grundstudiums, bzw. des Bachelors – auch wenn es nicht im Humboldt'schen Sinne ist – weg von der Darstellung ihrer spezifisch-subjektiven Forschungsfragen und Lehrmeinung hin zu einer allgemein holistischen Darstellung dessen, was die Literaturwissenschaft als Ganzes anbietet. Die Spezialisierung muss später kommen und kann erst dann einigermaßen frei von der Beeinflussung durch die Meinung einzelner Lehrender geleistet werden. Zum Beispiel in Graduiertenkollegs. Hier steht ein Kollektiv an Professoren für (Methoden)Fragen zur Verfügung, wenngleich die Auswahl des Kollegiums wie auch der Promovenden für diese Kollegs schon methodologischer Gruppenbildung gleichkommt; was nicht das Schlechteste ist! Schließlich funktioniert die wissenschaftliche Arbeit nur noch über *peer groups* und Vernetzung. So haben Literaturwissenschaftler^{Koll} gegenüber den Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften^{Koll}, sogar gegenüber den Naturwissenschaften^{Koll} eine einzigartig hohe Kontaktaffinität zu anderen Wissenschaftlern innerhalb und außerhalb ihres Spezialgebietes.⁷⁷ Kollegs fördern diese Kultur, was als generelles Phänomen zu befürworten oder zu kritisieren ist; wie auch immer, sie sind, wenn man sich den Zeichen der Zeit nicht versperrt, für Promovierende hilfreich, indem sie den Zugang zu den entsprechenden Interessensgruppen herstellen. Tagungsvorträge wie auch Publikationen müssen hier ebenso genannt werden, da sie die eigene Bekanntheit in diesen Gruppen fördern, was wiederum eine stärkere und positivere Rezeption eben dieser Arbeiten erwartbar macht. Der heutige Promovierende, besonders der akademisch orientierte, muss sich dessen mehr denn je bewusst sein:

Promovieren ist ein sozialer Prozess der Professionalisierung in einer Phase der sekundären Sozialisation [...]. Die Durchführung von Forschungsprojekten unter bundesdeutschen Hochschulbedingungen enthüllt häufig raue Bedingungen des Wissenschaftsbetriebs: Illusionen über die Wahrheitsliebe, vergeblicher Kampf um Anerkennung durch die Etablierten, Leistungsanforderungen, die oftmals verträgliche Grenzen überschreiten.⁷⁸

Nur eine dezidiert methodische und historische Verortung ermöglichen es unter diesen Bedingungen und den aktuellen Zahlen an Promovierenden *überhaupt* wahrgenommen zu werden. Graduiertenkollegs helfen dabei, müssen aber sorgfältig auf Kompatibilität mit den eigenen Methoden geprüft werden.

Letztlich sind sie aber als produktives Phänomen zu akzeptieren: Promovierende^{Koll} beenden ihre Promotion etwa ein Jahr schneller als Individualpromovierende, sie bauen (inhaltlich unterstützende) Netzwerke auf und kompetenzbezogene Spannungen und Ängste ab, publizieren mehr, lernen akademische Arbeits- und Umgangsformen kennen, werden unabhängiger vom oft negativ empfundenen Doktorvatermodell der Einzelbetreuung, bekommen direkte finanzielle Unterstützung oder indirekte Unterstützung bei der

⁷⁷ Vgl. Stark 2003, S 50.

⁷⁸ Wildt / Szczyrba 2006, S. 54.

Stipendiensuche nicht zuletzt über die Reputation des Kollegs,⁷⁹ arbeiten regelmäßig mit Gleichaltrigen und Gleichgesinnten zusammen, sind also in einem Arbeitsumfeld mit geringer *task uncertainty* verankert und somit wohl auf allen vier der oben genannten Ebenen der möglichen Ursachen für Durststrecken während der Promotion gut abgesichert; oder zumindest deutlich besser als ihre individuell promovierenden Kollegen. Das romantisch verklärte Bild des hochintellektuellen Individualpromovenden, der sich für drei Jahre hinter Bücherbergen verschanzt, kann inzwischen als obsoletes Relikt einer vergangenen Promotionskultur guten Gewissens abgetan werden.

Das aber als neue Erkenntnis dieses Aufsatzes zu formulieren wäre vermessen; es sollten darin vielmehr bisher übersehene Zusammenhänge und einzelne Schwachstellen der unterschiedlichen Promotionsverfahren offengelegt und auf ihr Durststreckenpotential hingewiesen werden. Als innovatives Erklärungsmoment lässt sich so durchaus die Einsicht festhalten, dass die *motivationalen Beweggründe* der Promovierenden^{Koll} in den Geistes- und Naturwissenschaften so unterschiedlich sind, dass hier erstens weitere Forschung und zweitens fachspezifische Förderung anschlussfähig und notwendig sind.⁸⁰ Bei unterschiedlichen Interessenlagen muss die Förderung jeweils den singulären subjektiven Bedürfnissen angemessene Verfahren der Vermeidung von Krisen entwickeln. Den Stereotyp „Promovend“, wie es die hier so oft referierten Statistiken nahelegen, gibt es nur als abstraktes Konstrukt; diesem muss nicht geholfen werden, er kennt keine Durststrecken, ihn dürstet nicht.

Literaturverzeichnis

- Achterhold, Gunda: Ein Traum für Doktoranden: Die Münchener Graduiertenschule. Frankfurter Allgemeine: Hochschulanzeiger. Online verfügbar unter <http://www.faz.net/s/Rub244D2E60F0294C4D8AAC6C0C7FC9677B/Doc-E13704D73C2E24732A9ABEF1E1F1CA3B4-ATpl-Ecommon-Scontent.html>, zuletzt aktualisiert am 12.05.2008 (23.07.2009).
- AK Bildungsperspektiven (JLU Gießen, Hg.): Promotionsgebühren in Hessen. Online verfügbar unter http://www.akbp.de/AKBp_Promotionsgebuehren.pdf, zuletzt aktualisiert am 08.06.2006 (24.07.2009).
- Bartsch, Matthias: Anti-Bachelor. „Von vorne bis hinten Murks“. Spiegel Online. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,620295,00.html>, zuletzt aktualisiert am 11.05.2009 (05.07.2009).

⁷⁹ Mut für all die Sprach- und Kulturwissenschaftler, inklusive Theologen und Psychologen, denen die Bewerbung noch bevor steht: Die Studienstiftung des Deutschen Volkes unterstützte sie 2008 mit einem Prozentsatz von 38,7 Prozent aller geförderten Promovenden. Insgesamt nahm sie von 1085 vorgeschlagenen Promovenden 407 in das Programm auf (37,5 Prozent). Dieser relativ hohe prozentuale Anteil ist bedingt durch das spezielle Verfahren, dass auf dem Vorschlag des Betreuers beruht und so eine Vielzahl von Bewerbern von vornherein ausschließt. Dennoch muss man diese Zahl positiv in ihrer Entwicklung sehen (2003: 285 Aufgenommene; 2005: 355 Aufgenommene; 2007: 398 Aufgenommene), vgl. Studienstiftung des deutschen Volkes 08.07.2009, S. 47-49.

⁸⁰ Auf anderem Wege – über Bologna – kommt bereits Köhler 2006 zu der Forderung nach neuen, europaweiten Studien bzgl. des „Promovierens in Europa“.

- Bosbach, Eva: Von Bologna nach Boston? Perspektiven und Reformansätze in der Doktorandenausbildung anhand eines Vergleichs zwischen Deutschland und den USA. Leipzig 2009.
- Deutscher Akademischer Austauschdienst (Hg.): Promotion. Ein Handbuch für Politik und Praxis. Unter Mitarbeit von Mathias Pätzold. Bielefeld 2004.
- DFG: WR empfiehlt flächendeckende Einführung von Promotionskollegs. Pressemitteilung Nr. 23/02 des Wissenschaftsrats vom 18. November 2002. In: Deutscher Akademischer Austauschdienst (Hg.): Promotion. Ein Handbuch für Politik und Praxis. Bielefeld 2004, S. 130-131.
- Dose, Carsten: Position des Wissenschaftsrats zur Reform der Doktorandenausbildung. In: Fiedler, Werner / Eike Hebecker (Hg.): Promovieren in Europa. Strukturen, Status und Perspektiven im Bologna-Prozess. Opladen 2006, S. 19-24.
- Duden, Bd. 5. Das Fremdwörterbuch. 3., völlig neu bearb. u. erw. Aufl., bearbeitet von Wolfgang Müller [et al.]. Mannheim [et al.] 1974.
- Duden, Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. Das umfassendste Werk zur deutsche Gegenwartssprache ; 10 Bände auf CD-ROM. Programm-Version 4.0. Mannheim 2005.
- Edel, Karl-Otto: Bologna und die Folgen. Anmerkungen zur rechtlichen Gestaltung und Umsetzung des Bologna-Prozesses und seiner Instrumentalisierung. Online verfügbar unter <http://ids.hof.uni-halle.de/documents/t1227.pdf>, zuletzt aktualisiert am 13.04.2005 (05.07.2009).
- Einhäupl, Karl Max: Strukturierte Promotionsförderung in Deutschland. In: Scholz, Beate (Hg.): Strukturiert Promovieren in Deutschland. Dokumentation eines Symposiums. Weinheim 2004, S. 13-18.
- Enders, Jürgen / Lutz Bornmann: Karriere mit Dokortitel? Ausbildung Berufsverlauf und Berufserfolg von Promovierten. Frankfurt a. M. [et al.] 2001.
- Erikson, Erik H.: Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart 1991.
- Erikson, Erik H.: Der vollständige Lebenszyklus. Frankfurt a. M. 1995.
- Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze. Herausgegeben von . Frankfurt a. M. 1997.
- Fachschäftsrat der Philosophischen Fakultät Göttingen: Reader zur Kritik am Bachelorsystem. Online verfügbar unter <http://fsr.blogspot.de/images/Bareadernew.pdf>, zuletzt aktualisiert am 05.05.2008 (05.07.2009).
- Göbel, Markus: Die Rolle der Universitäten in der Ausdifferenzierung von Wissenschaft. Soziologie in Deutschland und den USA. In: Tacke, Veronika (Hg.): Organisation und gesellschaftliche Differenzierung. Wiesbaden 2001., S. 84-111.
- Hammer, Sabine: Literatur- und Internetverzeichnis. In: Deutscher Akademischer Austauschdienst (Hg.): Promotion. Ein Handbuch für Politik und Praxis. Bielefeld 2004, S. 114-127.
- Heckhausen / Heckhausen: Motivation und Handeln. Mit 43 Tabellen. 3., überarb. und aktualisierte Aufl. Heidelberg 2009.
- Hermerén, Göran: Interpretation: Types and Criteria. In: Grazer Philosophische Studien Jg. 19 (1983), S. 131-161.
- Köhler, Gerd: Dritte Phase des Studiums oder erste Phase wissenschaftlicher Arbeit? - 12 Thesen zur Reform der Promotionsphase. In: Fiedler, Werner / Eike Hebecker (Hg.): Promovieren in Europa. Strukturen, Status und Perspektiven im Bologna-Prozess. Opladen 2006, S. 91-95.
- Langenscheidts Fremdwörterbuch. 5. Aufl. Unter Mitarbeit von Friedhelm Hübner. Berlin 1993.
- Lenger, Alexander: Die Promotion. Ein Reproduktionsmechanismus sozialer Ungleichheit. Konstanz 2008.
- Lieb, Wolfgang: Humboldts Begräbnis. Zehn Jahre Bologna-Prozess. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 6. (2009), S. 89-96.

- Lorenz, Konrad: Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte menschlicher Erkenntnis. München 1977.
- Luserke-Jaqui, Matthias: Über Literatur und Literaturwissenschaft. Anagrammatische Lektüren. Tübingen 2003.
- Mues, Christopher: Schwerer Stand der freien Promovenden. Erste bundesweite Doktorandenbefragung. (Ausgestrahlt am 01.07.2004, Deutschlandradio Kultur (24.07.2009)).
- Müller, Christian / Alfred E. Adams: Lexikon der Psychiatrie. Gesammelte Abhandlungen der gebräuchlichsten psychiatrischen Begriffe. Berlin et al. 1986.
- Münch, Ingo von: Promotion. Tübingen 2002.
- Nerad, Maresi: Promovieren in den USA. In: Deutscher Akademischer Austauschdienst (Hg.): Promotion. Ein Handbuch für Politik und Praxis. Bielefeld 2004, S. 84-92.
- Rechberger, Christian: Studienkarrieren - Leben, Leiden, Doktorhut. Studienbiographien von Doktoranden als erzählte Leidensgeschichten. Stuttgart [u. a.] 1988.
- Sakkas, Konstantin: Fantasielos und verschult. Die verwaltete Bildung. (Ausgestrahlt am 29.04.2007, SWR2. Online verfügbar unter <http://www.swr.de/swr2/programm/sendungen/%0Bwissen/-/id=660374/nid=660374/did=2034020/wkqfvu/index.html> (24.07.2009)).
- Schmeken, Christiane: Ausgewählte Dokumente zur Reform des Promotionswesens und zum Aufbau internationaler Promotions-Programme. In: Deutscher Akademischer Austauschdienst (Hg.): Promotion. Ein Handbuch für Politik und Praxis. Bielefeld 2004, S. 128-232.
- Schmidt, Michaela: How to Manage your PhD Thesis? Development of a Process Model of Self-Regulation to Foster Postgraduate Students. Diss. 2009, TU-Darmstadt (unveröffentl.).
- Schwarz, Helmut: Eröffnung durch den Vizepräsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft. In: Scholz, Beate (Hg.): Strukturiert Promovieren in Deutschland. Dokumentation eines Symposiums. Weinheim 2004, S. 7-9.
- Seibel, Wolfgang: Bologna ist die Zukunft. Online verfügbar unter <http://www.exc16.de/cms/bologna-universitaeten.html> (16.07.2009).
- Stark, Barbara: Qualität der Förderung in Graduiertenkollegs. Ergebnisse einer Kollegiatenbefragung. Weinheim 2003.
- Studienstiftung des deutschen Volkes: Tätigkeitsbericht 2008. Online verfügbar unter <http://www.studienstiftung.de/fileadmin/files/Taetigkeitsbericht2008.pdf>, zuletzt aktualisiert am 08.07.2009 (16.07.2009).
- Tölle, Rainer / Reinhart Lempp: Psychiatrie. Berlin [et al.] 1999.
- Wiarda, Jan-Martin: Bologna-Prozess. Das heimliche Scheitern. In: Die ZEIT, Ausgabe 21 vom 14.05.2009. Online verfügbar unter <http://www.zeit.de/2009/21/Promotion> (07.07.2009).
- Wiarda, Jan-Martin: Überarbeitet - höhere Arbeitsbelastung dank Bologna-Reform. Deutsche Nachwuchswissenschaftler klagen über die Bologna-Reform. Online verfügbar unter http://www.academics.de/wissenschaft/ueberarbeitet_hoehere_arbeitsbelastung_dank_bologna_reform_36205.html, zuletzt aktualisiert am 14.05.2009 (07.07.2009).
- Wildt, Johannes / Birgit Szczyrba: Strukturiert promovieren: Didaktische Konzeptionen und Modelle einer strukturierten Doktoranden-Ausbildung. In: Fiedler, Werner / Eike Hebecker (Hg.): Promovieren in Europa. Strukturen, Status und Perspektiven im Bologna-Prozess. Opladen 2006, S. 51-72.